

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Maier, Andreas

Ich

Frankfurter Poetikvorlesungen

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2492
978-3-518-12492-5

edition suhrkamp 2492

Literatur ist ein Mittel, um ein Ich sichtbar zu machen. Das ist ein Kernsatz aus Maiers Poetik. So, wie man sein eigenes Gesicht nicht ohne Hilfsmittel sehen kann, kann auch ein anderes Ich nur mit einem Hilfsmittel sichtbar gemacht werden. »Die Bücher waren eigentlich die Menschen«, so beschreibt Maier seine erste Begegnung mit Literatur. In einer Selbstanalyse zwischen Psychologie und Religion forscht der Autor seinem Entwicklungsgang hinterher, von der Verweigerung des Kindergartens, von den Schwierigkeiten des Suchens nach einer Form bis hin zu der Gewißheit, daß sich alles von selbst einstellt, wenn man aufhört, danach zu suchen. Maiers Poetik ist auch eine Polemik gegen das Interessante in der Literatur. Literatur, sagt er, stellt immer die einfachsten Fragen.

Andreas Maier

Ich

*Frankfurter
Poetikvorlesungen*

Suhrkamp

4. Auflage 2018

Erste Auflage 2006

edition suhrkamp 2492

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2006

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12492-5

Inhalt

1.
Die Verweigerung

7

2.
Form (I)

35

3.
Form (II)

64

4.
Die Verwirrung

94

5.
Der Betrieb

123

Die Verweigerung

Meine sehr verehrten Damen und Herren, meine erste Erinnerung gehört, wie ich mir inzwischen zurechtgelegt habe, den Tieren, und zwar den Enten im Bad Nauheimer Kurpark. Aber das ist noch nicht der Punkt, bei dem alles begann. Oder vielleicht beginnt es genau hier. Es ist immer Herbst, ich werde immer über Laub geschoben, ich sitze immer in einem Kinderwagen. Wer mich schiebt, ist meine Urgroßmutter, ich bin vermutlich ein oder zwei Jahre alt. Sehr dick eingepackt, bewege mich eigentlich nicht. Aber das ist eine flächige Erinnerung, eine Art von noch ganz ewigem Einerlei. So könnte eine Autobiographie anfangen, aber das hier ist keine Autobiographie, sondern es nennt sich Vorlesung über Poetik. Dennoch ordnet sich alles in meinem Leben und in meiner Literatur nach einem bestimmten Punkt, mit dem alles begann. Dieser Punkt enthält alles weitere, er strukturiert bis heute jedes Problem, welches ich mit den Menschen und mir habe, und er strukturiert meine literarische Form, die, wie mir irgendwann klar geworden ist, auch nichts anderes ist, als ich selbst bin. Jener Punkt, mit dem alles begann, ist die erste nicht flächige, sondern konkret zeit- und ortsgebundene Erinnerung. Für mich begann mein bewußtes Leben mit einer Katastrophe. Das ist ein großes Wort, Sie werden es

gleich relativiert bekommen, und dennoch habe ich mich von dieser Katastrophe bis heute nicht erholt. Sie bestimmt systematisch alles weitere. Dies ist wie gesagt keine Autobiographie, aber um Ihnen überhaupt einen Eindruck zu verschaffen, in welchem seelischen Klima meine, wie ich erfahren habe, teils sehr mißverstandenen Bücher entstanden sind, muß ich aus meinem Leben erzählen. Das erste Buch habe ich veröffentlicht mit zweiunddreißig Jahren, an einem achtundzwanzigsten August, wie ich mich erinnere, am einhunderteinundfünfzigsten Geburtstag Goethes, des Namensgebers dieser Universität, an der ich studiert habe, aber das nur am Rand. Ohne die zweiunddreißig Jahre davor wäre alles ganz anders bzw. gar nicht geworden, und deshalb bin natürlich ich selbst und ist mein Leben und das, was ich erlebt habe, die alleinige Grundlage meines Schaffens, wenn mir dieses große Wort erlaubt sein sollte. Ich schaffe ja nichts, ich versuche nur durchzukommen. Ich habe immer wieder erlebt, daß meine Sätze, die ich spreche, ganz ähnlich den Sätzen klingen, die andere über sich und ihr Leben sprechen, und dennoch zeigt sich irgendwann jenseits des Wortlauts eine Differenz, die bei näherer Betrachtung immer größer wird. Und es liegt in der Sache, daß ich Ihnen diese Differenz nicht binnen wenigen Sätzen nahebringen kann, Sie würden sie nur auf die Ihnen eigene Weise verstehen. Aber vielleicht gelingt es mir innerhalb der fünf Vorlesungen, wenigstens eine Ahnung bei Ihnen zu erzeugen von dem, was diese Differenz ausmachen könnte und was mich aus vielerlei herausfallen läßt, aus dem Sie möglicherweise nicht so herausfallen. Lassen Sie mich die Dar-

legung des einen Punkts, der systematisch alles vorbestimmt, noch etwas hinauszögern und Ihnen einige Impressionen aus meinem Leben geben. Ich erinnere mich da etwa an das Jahr 1996. Ich war gerade Studienreferendar für Deutsch und Latein am Heinrich-von-Gagern-Gymnasium am Frankfurter Zoo. Im Winter zuvor hatte ich hier an der Universität meinen Magister gemacht, dann hatte mich mein Lateinprofessor Neumeister geradezu demütig gebeten, noch das erste Staatsexamen dranzuhängen, da man nie wisse, was werde *etcetera*. Also habe ich noch das erste Staatsexamen angehängt, dann ging ich, weil das Angebot zu verlockend war, an die Schule und bekam sofort zweitausend Mark auf die Hand, ich hatte ja nichts. Ich weiß, wie ich einmal im Sommer, in einem Zustand, wie ich ihn jeden Tag erfuhr, von der Schule auf den Zoovorplatz lief, mich auf den Mauerrand des dortigen Brunnenrondells setzte, nach oben schaute und eine zehn Kilometer schwere Luft- bzw. Atmosphärensäule ganz direkt auf mir lasten fühlte. Ich dachte, was ich schon immer dachte, bis heute, und was meine Protagonisten auch immer denken, nämlich: wie halten die das alles aus? Wie halten diese Menschen in den Lehrerzimmern das aus, wie halten die Schüler das aus, wie halten überhaupt berufstätige Menschen ihre Berufe aus, im Ganzen: wie halten die Menschen das Leben, wie es ist, aus? Und zeitgleich dachte ich, was mir schon seit langer Zeit die größte Gewißheit war: sie müssen es nicht aushalten, sie haben nichts auszuhalten, es würde ihnen ohne das sogar etwas fehlen. Die Differenz ist etwas, das sich um sich selbst dreht, nämlich indem man die Differenz

denkt. Manchmal glaube ich, das Verweigern einer Sache ist der einzige wirkliche Beweis für das Leiden an dieser Sache, womit ich mit Leiden so etwas wie die Folge von Unaushaltbarkeit meine. Ich habe auch oft erlebt, das heißt, ich habe es eigentlich immer erlebt, daß jede Menge Menschen an dieser Stelle sofort aufstehen und sagen, das sei eine ganz ungeheuerliche Anmaßung. Ich habe sowieso nie etwas so häufig erlebt wie folgendes: daß die Menschen jedwede Differenz zwischen sich und anderen als Anmaßung empfinden. Die übliche Antwort in solchen Situationen ist dann entweder ein *Reiß dich zusammen* oder ein *Was bildest du dir eigentlich ein?* Aber wie gesagt, ich habe fünf Vorlesungen Zeit, und vielleicht wird mit der Zeit wenigstens atmosphärisch spürbar, wovon ich überhaupt rede. Mein Tagesablauf während des Referendariats sah so aus: Ich war damals längst noch kein Schriftsteller, ich hatte bis *dato* kein Wort publiziert, ich kannte keine Verlage, keine Verleger, keine Zeitschriften, nichts, ich kannte nur die beiden Buchhandlungen in meiner Heimatstadt Friedberg in der Wetterau, die Buchhandlung Scriba und die Buchhandlung Bindernagel. Ich stand morgens um halb fünf auf, um an einem Roman zu schreiben, der in der Wetterau spielte, fuhr dann gegen sieben nach Frankfurt, unterrichtete einige Stunden, am Nachmittag war ich völlig am Boden, trank frühzeitig möglichst viel, verspeiste Unmassen Fleischportionen im Gemalten Haus hier auf der Schweizer Straße, Rippchen, Haspel, Schweinesolber, nahm Kilo um Kilo zu und sagte mir, was du unbedingt verhindern mußt, ist, Lehrer zu werden. Nur wie? Wenn mich meine Umwelt fragte, was ich

denn anderes machen wolle, dann konnte ich nur sagen: Weiß ich nicht. Irgendwie doch noch Schriftsteller werden. Aber dann warfen sie die Hand in die Luft, lachten minutenlang und riefen: Das erzählst du doch schon seit Jahren! Seitdem du zwanzig bist, erzählst du das! Aber wo ist es denn, dein Buch! Haha, das kann ja jeder über sich behaupten, daß er Schriftsteller werden will, aber wo ist der Beweis? Später war ich einmal Praktikant im Frankfurter Verlag Neue Kritik, Kettenhofweg, und las dort unverlangt eingesandte Manuskripte. Es waren zahllose. Was ich damals zu begreifen begann, ist folgendes: Es gibt wirklich unzählige Menschen, die zu Hause schreiben. Fast alle Manuskripte waren nicht nur schlecht, sondern ich würde mich sogar zu dem Urteil versteigen, daß die meisten nicht nur nichts mit Literatur zu tun hatten, sondern einem klinischen Wahnsinn zu entstammen schienen. Sie waren zumindest aus einer totalen Verkennung dessen heraus entstanden, was Literatur ist. Daß Literatur eine Form haben muß und eine Sprache, eine innere Form und eine innere Sprache und vor allem ein Geheimnis jenseits der Sprache und der Form, schien den allermeisten nicht bewußt zu sein. Ja, aber konnte ich denn wissen, ob ich nicht genau so einer war? Ich konnte es natürlich nicht wissen. Dieser Druck lastete damals zur Referendarszeit zusätzlich auf mir: Ich konnte, was ich schrieb, nicht beurteilen, und es gab auch sonst niemanden, der es hätte beurteilen können. Übrigens wollten später tatsächlich einige größere Verlage den Roman haben, an dem ich damals jeden Morgen ab fünf Uhr für eine Stunde schrieb, aber erst drei Jahre später und aufgrund eines bloßen Zufalls. Aller-

dings warf ich alles, was ich in jenem Jahr Referendariat an ihm geschrieben hatte, später wieder weg, einfach weil es nicht zu gebrauchen war. Ich kann morgens um fünf Uhr einfach nicht schreiben. Und nach einem Schultag kann man sowieso nicht schreiben. Um irgendwie noch Schriftsteller zu werden, mußte ich dringend aus der Schule raus. Ich verweigerte also. Soviel zum Jahr 1996 und der damals zehn Kilometer hoch auf mir lastenden Säule.

Eine weitere Erinnerung, da war ich siebzehn und bei einem Psychologen. Der Mann war ein Schwarzer, hieß Dr. Cooper und sah aus wie das Klischee eines hageren, weißbärtigen, schwarzen Arztes. Er hatte ein typisches Kofi-Annan-Gesicht. Ich bin, glaube ich, ausgerechnet zu ihm nur deshalb hingegangen, weil er in dem Haus seine Praxis hatte, in dem ich siebzehn Jahre zuvor zur Welt gekommen war. Er fragte, was mein Problem sei. Ich sagte, es rede dauernd in meinem Kopf. Er fragte: Sie meinen Stimmen oder was? Hören Sie Stimmen? Ich: Ja, so könnte man es vielleicht nennen. Er: Sie hören also verschiedene Stimmen? Ich: Nein, nicht verschiedene. Es ist eher immer nur eine. Er: Aha. Und was redet diese Stimme? Ich: Nun, wie soll ich sagen? Sie kommentiert dauernd alles. Wenn ich gerade einen Hang hinauflaufe, sagt diese Stimme: So, jetzt läufst du also einen Hang hinauf. Oder vielleicht sagt diese Stimme auch *ich*, vielleicht sagt sie: So, jetzt laufe *ich* also einen Hang hinauf. Wissen Sie, wie quälend das ist? Jener Doktor fragte mich, ob ich betrunken sei. Ich verneinte das. Das Ergebnis dieser Sitzung, ich bin anschließend nie mehr hingegangen, war erschreckend. Der Arzt sagte, ich

müsse unbedingt zuerst Tabletten nehmen, erst einmal müsse ich ruhiggestellt werden, mit mir sei nicht anders umzugehen als mit einem Menschen, der einen schweren Rausch habe, ich müsse also, durch die Tabletten, sozusagen erst einmal ausnüchtern. Vielleicht meinte er einen Ich-Rausch. Ich sagte dem Arzt, daß ich im Leben niemals diese Tabletten nehmen werde. Der Arzt sagte, wenn ich sie nicht nähme, würde ich mein Leben lang aus all dem nie mehr herauskommen. Er rief mir so etwas wie einen Fluch hinterher, dem ich noch heute unterliege, er sagte nämlich: Sie mögen immer wieder meinen, sich an den eigenen Haaren aus dem Loch herausgezogen zu haben, es wird immer eine Einbildung und nur der Vorbote eines noch viel tieferen Sturzes sein. Sie kommen da ohne Hilfe nie mehr heraus. Besser jetzt als später. Das ist jetzt einundzwanzig Jahre her. Aufgehört zu reden hat es unterdessen nur zeitweise. Ich sagte dem Arzt, daß ich nie mehr wiederkommen werde, er rief mir hinterher, ich solle keinesfalls Auto fahren, Leute wie ich seien eine Gefahr für die Menschheit. Jener Arzt hat später reihenweise Menschen aus meiner Umgebung in Kliniken verschwinden lassen und ist selbst vor bereits zwölf Jahren gestorben. Aber seit diesem Arztbesuch, der also auch etwas mit Verweigerung zu tun hatte, komme ich mir manchmal wie ein Freigänger vor. Noch Jahre später haben mir immer wieder mal Ärzte mit Tabletten gewunken, ich glaube, ich habe einen Tag vor einer Operation, ohne daß ich es wußte, eine solche Tablette verabreicht bekommen, es war gar nicht unangenehm. Es wäre eine Form des Sichgehenlassens, so wie das gesamte psychotherapeutische

Zeitalter eine Form des Sichgehenlassens ist. Meine Damen und Herren, ich habe bislang eine Reihe von Verweigerungen aufgezählt, und der eine bestimmende Moment in meinem Leben beinhaltete ebenfalls eine Verweigerung. Es war die Verweigerung des Kindergartens. Ich schildere nun zuerst, woran ich mich bei jenem einen Tag, den ich in meinem Leben im Kindergarten verbracht habe, erinnern kann. Ich kann mich erinnern, wie ich, nach gewissen vorbereitenden Gesprächen, in das Auto gesetzt und an diesen als Kindergarten bezeichneten Ort gebracht wurde. Alle waren an diesem Tag denkbar guter Laune, diese gute Laune ging ins Leere, ich erinnere mich noch gut an das Unechte und Unaufrichtige in diesem Gute-Laune-Gefühl, das man um mich verbreitete. Genau dieselbe Unaufrichtigkeit, die ich bei fast allen pädagogischen Bemühungen spürte, die man mir später widmete. Das Wort Kindergarten war für mich unvorstellbar, ich weiß genau, daß ich über dieses Wort einfach nicht nachdenken wollte, der Tag rückte näher und näher, aber ich dachte darüber nicht nach, wie bei einem Todesurteil vielleicht. Ich muß aber sagen, daß allein schon das Wort Kinder in Kindergarten mir Angst machte. Kinder machten mir eine diffuse Angst. Oder machten mir Kinder, also Menschen, erst seit diesem Tag angst? Ich weiß es nicht mehr so genau. Also Auto, Hinfahren, im Gang des Kindergartens steht eine überaus gutgelaunte Person und grinst mich freundlich begeistert an, wieder ist da dieses Unechte. Ich fühlte mich bereits wie in einem Käfig. Die nächsten Stunden erinnere ich kaum. Entweder habe ich die ganze Zeit geheult, oder ich saß apathisch herum und staunte

die anderen bei ihrem Tun an. Wahrscheinlich trifft letzteres zu, ein paar Erinnerungen und Beobachtungen habe ich nämlich doch. Die Menschen dort waren ungeheuer bunt gekleidet. Sie hatten komische Zähne. Sie waren sehr aggressiv. Sie verbreiteten einen Geruch, den ich kaum ertrug. Sie waren schnell, und sie handelten nach Gesetzen, die mir völlig verschlossen blieben. Diese Menschen waren eine Gruppe. Diese Gruppe funktionierte nach Regeln, die ich nicht kannte und die ich bis heute nicht kenne. Vor meinen Augen verwandelten sich diese Menschen in Handlungsautomaten. Sie schlugen sich, sie bissen sich, sie kommunizierten miteinander, sie taten irgend etwas miteinander, und vor allem: sie konnten es. Sie konnten es, indem sie es einfach taten. Zum Beispiel schlug der eine dem anderen ins Gesicht, dann heulte der Geschlagene, und drei Minuten später machten sie wieder etwas zusammen, sagen wir, mit Bauklötzen. Überall war das Unechte im Raum, im Bezug der Kinder zu den anderen Kindern ebenso wie in ihrem Bezug zur Aufseherperson, sie folgten der unechten Aufseherperson trotz deren Unechtheit, und ihr Folgen war auch unecht. In diesem Kindergartenraum war keinerlei Wahrheit vorhanden, sondern Gruppenverhalten und ein gewisses Maß unaufrichtiger Pädagogik. Die Kinder schienen an all das bereits völlig gewöhnt, oder es kam sogar durch sie selbst. Ich habe auch zwischen der Kindergärtnerin und den Kindern keinen Unterschied gesehen, der einzige Unterschied, den ich gesehen habe, war der zwischen mir und allen anderen im Raum. Was passierte, als ich abgeholt wurde, weiß ich nicht. Ob ich in meiner Mutter eine Verräterin sah,

kann ich nicht sagen. Vermutlich waren das die wichtigsten Stunden in meinem Leben, aber auch, was am Abend und am nächsten Tag geschah, erinnere ich nicht. Vielleicht haben meine Eltern, die sich ja übrigens auch nicht allzusehr von den Menschen unterscheiden, die ich da im Kindergarten erlebt hatte, doch irgendwie einsehen können, daß ich unter einem Schock stand.

Natürlich kann man frühere Gründe suchen. Aber ich kenne keine frühere Verweigerung. Ich möchte übrigens bemerken, daß ich von der eigentlichen Verweigerung noch gar nicht berichtet habe, an die kann ich mich nämlich nicht erinnern, ich kenne meine eigentliche Verweigerung des Kindergartens selbst nur aus Erzählungen. Also, man könnte frühere Gründe suchen für all das. Meine Mutter war Direktorin einer Steinwerkfirma mit etwa fünfunddreißig Angestellten. Angeblich verbrachte ich meine ersten Jahre fast ausschließlich bei meiner Urgroßmutter, einer Frau namens Else Boll. Ich kann mich nur leider überhaupt nicht an eine Urgroßmutter erinnern, wohl aber an die Enten im Park. Es gab vorher keine Widerstände. Vorher war die Welt eine Fläche, die von mir betrachtet wurde. Ich war nicht Teil dieser Fläche. Die Enten bezogen mich nicht so sehr ein. Das Herbstlaub auf dem Boden auch nicht. Hätte man mich in diesem Zustand, als ich, sagen wir, ein oder zwei Jahre alt war, getötet, wäre das ein gutes Leben und ein gutes Ende gewesen, und ich wäre als glücklicher und völlig unbeschädigter Mensch zum lieben Gott gekommen. Es gab kein Funktionieren um mich herum und offenbar sehr, sehr wenige Menschen. Nun also die Verweigerung des Kindergartens.

Wenn ich meine Mutter heute frage, wie ich damals, als ich drei war, sprach, also wie meine Sprech- und Artikulationsfähigkeit war, dann sagt sie, ich habe glasklar gesprochen. Ich habe nicht gelallt und nicht undeutlich artikuliert, allerdings hatte ich drei Jahre lang gar nichts gesprochen und dann gleich ohne jeden vorherigen Versuch in Sätzen, möglicherweise der Beginn einer Schriftstellerexistenz schon damals, ein paar Monate vor dem Kindergarten. Also, ich soll, als meine Mutter mich vom Kindergarten abgeholt hat, erst einmal gar nichts und dann draußen auf der Straße folgendes gesagt haben, wie gesagt in einem vollständigen und klaren Satz, ich war drei: Wenn ihr mich hier morgen wieder herbringt, renne ich unter das nächste Auto. Ein Konditionalsatz. Mit drei! Meine Mutter bestätigt das, daß ich unzweifelhaft einen Konditionalsatz gesagt hatte, und gleich den wichtigsten meines Lebens. Mit drei Jahren meine erste Selbstmorddrohung als Druckmittel zur Verweigerung des Kindergartens. Da ist sie also, die erste Beschädigung. Aus der ich seitdem alles ableite, sogar meine ganze Stellung zum Literaturbetrieb, zur Welt überhaupt, und auch den Kern meines Glaubens leite ich davon ab, aber zu all dem später mehr. Wie komme ich als dreijähriger Mensch zu einer autonomen Selbstmorddrohung? Das läßt sich, glaube ich, recht einfach erklären. Erstens warnte mich meine Mutter als Kind unablässig, aufzupassen, wenn ich über die Straße gehe. Der eine oder andere hier im Saal wird vermutlich wissen, daß ich heute kein Freund von Automobilen bin und in jedem Auto einen Akt schwer erträglicher Brutalität sehe. Auch der liebe, tote Herr Cooper warnte mich vor

diesen Dingen. Meine Mutter, die immer Auto fuhr, hatte also Angst, ich könnte vor eines kommen, bemerkenswert, dabei fahren sowohl sie als auch mein Vater in Dreißigkilometerzonen regelmäßig mindestens fünfzig oder sechzig. Aber die Lüge ist ja das Gesetz unseres Lebens. Also, ich wußte durch die Angst meiner Mutter, wie ich ihr Angst machen konnte, nämlich indem ich damit drohte, genau das zu tun, wovor sie mich immer warnte. Zweitens kannte ich mit drei Jahren bereits Szenen mit Selbstmorddrohungen durch Familienmitglieder. Wie mir heute vorkommt, drohten die Betroffenen geradezu regelmäßig damit, ins Auto zu steigen, um gegen den nächsten Baum zu fahren, worauf sie dann auch tatsächlich ins Auto stiegen und mich am Fenster zurückließen in meiner Angst. Aber sie fuhren nie gegen den Baum, sondern waren bald wieder da und betranken sich dann lediglich ziemlich schnell, ein Verhalten, das ich inzwischen auch übernommen habe und das auch ein paar meiner Romanhelden an den Tag legen, die ja immer negative Helden sind, Schwächlinge und Verweigerer und am Ende einfach Menschen, die gar nichts mehr sagen, weil jedes Wort im Kindergarten sowieso sinnlos wäre. Meine früh und schlagartig entstandene Grammatikfähigkeit paarte sich also auf das beste mit den bereits gemachten Lebenserfahrungen und brachte mich zu jenem innerfamiliär berühmt gewordenen Konditionalsatz, der mein Grundmotiv überhaupt geworden ist, wie vielleicht noch sichtbar werden wird.

Ein Freund von mir sagt immer, blase um Gottes willen nicht alle deine Geheimnisse in die Welt hinaus, das macht dich auf die Dauer unproduktiv, und ich pflege

immer zu antworten, Quatsch, hinter all diesen Geheimnissen stecken noch ganz andere, und die finde ich immer erst, wenn ich die Vorgängergeheimnisse in die Welt hinausgeblasen habe.

Nach dem verweigerten Kindergarten wurde die Welt ein Paradies. Ich war durch jenen Konditionalsatz zu Bewußtsein gekommen und zu mir selbst geworden, meine Mutter war nach wie vor Direktorin der Firma, meine Schwester war ohne Verweigerung im Kindergarten, mein Bruder bereits in der Schule, mein Vater wie immer, wie vierzig Jahre seines Lebens, von morgens bis abends bei seiner Arbeit, und ich war allein. Den ganzen Tag. Zuhause im Keller. Ein Kellerparadies. Ich hatte dort unten im Keller einen kleinen Raum, mit drei, man darf sich das nicht so düster vorstellen, von dem Raum aus betrat man eine Treppe, die in den Garten und zum Fluß, der Usa, hinaufführte, der Raum hatte ein recht großes Fenster und eine Holztür mit Glaseinlage. Dort unten wurde ich zum Bastler. Ich fuhr ein, zwei Mal die Woche zum Edeka, kaufte mir Micky-Maus-Hefte mit Schnittbögen und klebte ganze Sherwood Castles und Westerndörfer mitsamt Eisenbahn zusammen, mit Wattekrone als Lokomotivdampf. Später wurden die Schnittbögen anspruchsvoller, ein ganzes Asterixdorf wurde errichtet und der Dresdner Zwinger. Ein anderer Gegenstand meiner ersten Produktionsphase: Plastikmodelle. Mein Bruder hatte damit angefangen, vermutlich nach den Olympischen Sommerspielen '72 und der mißglückten Geiselfreiung in Fürstenfeldbruck. Das erste Modell, das ich zu Gesicht bekam, nämlich aus der Hand meines fünf Jahre älteren Bruders, war genau der

Hubschraubertyp, den wir als ausgebrannten Schrotthaufen in unserem kollektiven Mediengedächtnis gespeichert haben, als seien wir dabeigewesen. Der Hubschrauber heißt übrigens Bell UH-1D, ich habe ihn später mehrfach selbst gebaut, zog aber eindeutig Ein- oder Zweimannjäger aus dem Zweiten Weltkrieg vor. Messerschmitts. Mustangs. Spitfires. Ich kannte all die Flugzeugtypen, die Engländer, die Amerikaner, ich liebte besonders die Deutschen, neben der Messerschmitt den Stuka, den gab es ganz groß, mit einem Piloten drin, die Hand am Steuerknüppel, alles von mir liebevoll und anweisungsgemäß bemalt. Das Zeug durfte ich mir hemmungslos kaufen, denn der Bub konnte sich ja wunderbar mit sich selbst beschäftigen, jahrelang saß ich im Keller und baute deutsche Kriegsflugzeuge, und der grandiose Schlußmoment war immer die Anbringung des Hakenkreuzes am Leitwerk hinten. Dann war es gut. Völlig verstört war ich, vermutlich mit fünf oder sechs, als plötzlich Hakenkreuze im öffentlichen Raum verboten wurden und in den Modellkästen keine mehr enthalten waren. Ein Sturzkampfbomber ohne Hakenkreuz war eine einzige Enttäuschung, ich ließ bald von all dem ab und sattelte auf Hochseeretungsboote um. Ich erzähle Ihnen das nicht aus bloßem Spaß, es hat einen Grund. In dem ganzen Keller steckte nämlich ein Problem, das ich lange Zeit nicht begriff. Inzwischen war ich in der Schule, in der Grundschule brachte ich es auf phänomenale Fehlzeiten von durchschnittlich fünfzig Tagen pro Halbjahr. Dennoch, und das gab mir zu denken, war ich immer Klassenbesten. Von meiner Klasse haben es sowieso nur drei auf die höhere Schule ge-